KEIICHIRŌ HIRANO

EIN LETZTES MAL MENSCH

ROMAN

SUHRKAMP

KEIICHIRŌ HIRANO

EIN LETZTES MAL MENSCH

ROMAN

Aus dem Japanischen von
Katja Busson

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2021
unter dem Titel 本心
bei Bungeishunjū, Tokyo.

Die Veröffentlichung dieses Buches wurde
unterstützt von der Japan Foundation.

JAPANFOUNDATION 国際交流基金

Die Arbeit der Übersetzerin an diesem Buch wurde durch
ein Stipendium des Deutschen Übersetzerfonds e.V. gefördert.

Erste Auflage 2026
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026
© Keiichirō Hirano/Cork. All rights reserved. German translation rights
granted by Keiichirō Hirano licensed through Cork, Inc.
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlaggestaltung: Lübbeke Naumann Thoben, Köln
Umschlagabbildung: © SERIFA
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: CPI books GmbH, Leck
Printed in the EU
ISBN 973-3-518-43322-5

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

Ein letztes Mal Mensch

PROLOG

Alles, was man nur einmal sehen kann, ist kostbar.

Dieser wenn auch banalen Feststellung würden die meisten wohl zustimmen.

Der in seiner Existenz untrennbar mit der Zeit verbundene Mensch ist demnach ebenfalls kostbar. Denn solange er lebt, verändert er sich. Der Mensch, der ich in diesem Augenblick bin, existiert im nächsten nicht mehr.

Noch bevor ich zu Ende gesprochen habe, bin ich de facto ein anderer. Auf zellularer wie auf molekularer Ebene. Eindeutig.

Nehmen wir der Einfachheit halber an, ich läge im Sterben. In diesem Zustand könnte ich nicht verharren. Mit jedem Augenblick würde sich meine körperliche Verfassung verschlechtern, mein Blutdruck sänke, mein Herzschlag würde schwächer, und dann vollzöge sich, noch bevor ich den Satz vollendet hätte, die größtmögliche Veränderung – ich stürbe.

Der Mensch verändert sich schon innerhalb eines Satzes.

Wie kann man mit diesem Gedanken leben? —

Das Kind, das man soeben an der Tür verabschiedet hat, wird man niemals wiedersehen. Denn wenn es von der Schule nach Hause kommt, ist es ein anderes. Ähnlich, aber ein klein wenig verändert.

Was man in der Regel allerdings erst merkt, wenn die vielen kleinen Veränderungen zu einer großen geworden sind.

Wie viel Tinte in eine Buchseite geflossen ist, können wir nicht ermessen. Aber wie viel Tinte in zehntausend Bücher geflossen ist, sehr wohl.

Mit dem *Gewicht* von Veränderung verhält es sich ähnlich. Kneift man die Augen zusammen, sieht man natürlich, was ein bisschen Tinte ausmacht. Keine Seite gleicht der anderen.

Das gilt nicht nur für den Menschen. Auch andere Lebewesen und Szenerien verlieren mit jedem Moment ihre Kostbarkeit und gewinnen sie im nächsten, in veränderter Form, wieder.

Die Liebe hingegen sieht keinen Unterschied zwischen der von heute und der von gestern.

Ist es Blindheit? Falsche Wahrnehmung? Oder Stärke?

Auch wenn sie manchmal nicht zu erkennen ist oder verloren zu gehen scheint. —

Oder liegt es daran, dass die Liebe von heute nicht die von gestern und auch nicht die von morgen ist?

Deshalb ist sie ja so wertvoll, würdest du wohl sagen.

KAPITEL 1 Die Umstände, die zu <Mutters> Erschaffung führten

»Ich möchte, dass Sie meine Mutter erschaffen …«, brach es aus mir heraus, kaum hatte ich der zuständigen Person gegenüber Platz genommen.

Das hätte man auch anders formulieren können.

Ich hatte den Wunsch, den ich per Mail bereits geäußert hatte, bloß bekräftigen wollen, doch bevor ich den Satz beenden konnte, war ich schon in Tränen ausgebrochen.

Ich wusste auch nicht, warum. Es muss die Einsamkeit sein, die sich nach dem Tod meiner Mutter vor einem halben Jahr in mir angestaut hat, dachte ich kläglich.

Davon abgesehen war die Wortwahl schlicht absurd. — Aber warum soll man über eine absurde Wortwahl nicht weinen?

Ich war gerade neunundzwanzig geworden.

Meine ganze Familie bestand aus zwei Personen, meiner Mutter und mir. Wenn die eine stürbe, bliebe die andere alleine zurück. So stand ich – hin und wieder ungläubig in die Vergangenheit blickend – Anfang der 2040er Jahre da.

Meine Mutter existierte nicht mehr. Je mehr ich darüber nachdachte, desto weniger kam ich mit dieser veränderten Realität zurecht.

Ich verstand die einfachsten Dinge nicht mehr. Zum Beispiel, warum man sich an Gesetze halten soll …

Mit jedem Tag, ich mochte mir so viel Mühe geben, wie

ich wollte, drang kalt und stumm mehr Einsamkeit durch das Loch, das der Verlust in mir gerissen hatte. Hektisch versuchte ich es abzudecken, damit es niemandem auffiele.

Die meisten unserer wenigen Bekannten hatten das Verhältnis zwischen mir und meiner Mutter für gut und mich für einen ruhigen, freundlichen jungen Mann gehalten, der sehr an seiner Mutter hing.

Dass ich mich sofort nach ihrem Tod an den rettenden Gedanken einer VF geklammert hätte, einer virtuellen Figur, stimmt nicht. Wenigstens ein halbes Jahr habe ich versucht, mich an das Leben ohne meine Mutter zu gewöhnen. Das sollten Sie wissen.

Mein Geburtstag ist der 1. Juni. Deshalb heiße ich Sakuya. »Saku« sei ein altes Wort für den ersten Tag eines Monats, hat meine Mutter immer gesagt.

Ein paar Tage nach meinem Geburtstag, dem ersten, den ich nicht mit ihr feiern konnte, hatte ich mir unwillkürlich die Hand auf die Brust gelegt und war von einer unbeschreiblichen Furcht erfasst worden.

Das abgedeckt geglaubte Loch hatte mich ausgehöhlt. Darauf bedacht, nur ja niemanden in mich eindringen zu lassen, war mir gar nicht aufgefallen, dass ich aus mir herausfloss.

Leichter zu werden, empfinden die meisten als angenehm, aber mir hatte dieses Gefühl von Porosität Angst gemacht. Zum ersten Mal hatte ich gedacht: So kann es nicht weitergehen.

Deshalb saß ich jetzt hier, in diesem Hochhaus in Shibuya.

Natürlich ist der Tod nichts Ungewöhnliches. Jeder kommt zu einem bestimmten Zeitpunkt auf die Welt und stirbt irgendwann. Das ist eine Tatsache. Ausnahmen gibt es nicht. Dass Eltern vor ihren Kindern sterben, ist erst recht nicht ungewöhnlich. Besser als umgekehrt. Menschen, die sich schwertun, etwas derart Gewöhnliches zu akzeptieren, regen andere auf – ich weiß. Das, was ich durchmache, ist nicht ungewöhnlich. Ich frage mich manchmal bloß, seit wann für alle alles so gewöhnlich ist. Aussprechen würde ich das selbstverständlich nie.

Schließlich tat ich das, was andere seelische Wracks auch tun: Ich griff auf einen Service zurück, den findige Leute sich dankenswerterweise für solche Wracks haben einfallen lassen.

Frau Nozaki, die Dame, die sich meines Anliegens annahm, war schätzungsweise zehn Jahre älter als ich. Sie trug eine weiße Bluse und hatte kurzes Haar. Ihrem Make-up nach hatte sie vermutlich lange im Ausland gelebt.

Verständnisvoll wartete sie, bis ich mich wieder gefangen hatte; ich war wahrscheinlich nicht der Erste, der in Tränen ausbrach. *Ich verstehe Sie sehr gut*, schienen ihre kleinen, mandelförmigen Augen zu sagen. Gleichzeitig hatte ihr Blick etwas Prüfendes. Tatsächlich dachte ich einen Moment lang sogar, sie könnte ein Empfangsroboter sein.

Dass Formalitäten, die man ohne weiteres auch online erledigen konnte, im persönlichen Gespräch abgewickelt wurden, war der *human touch*, die »Menschlichkeit«, durch die sich das Unternehmen auszeichnete, und Frau Nozaki war der glückliche *Mensch*, dem diese Aufgabe zuteilgeworden war.

»Sie möchten, dass wir von Ihrer Frau Mutter eine VF erstellen?«

»Ja.«

»Sie kennen sich mit VFs bereits aus?«

»— Über das Allgemeine hinaus … nein, eigentlich nicht.«

»Wir erschaffen einen Menschen im virtuellen Raum. Anhand einer Vorlage oder aber nach Fantasie, es gibt beide Möglichkeiten. In Ihrem Fall, Herr Ishikawa, anhand einer Vorlage, wenn ich das richtig sehe. Äußerlich lässt sich die Figur nicht von einem realen Menschen unterscheiden. Wenn wir uns im virtuellen Raum begegneten, könnten Sie zum Beispiel nicht erkennen, wer von uns beiden real ist, ich oder meine VF.«

»So genau … geht das?«

»Ja. Sie werden sich gleich selbst davon überzeugen können, aber so viel kann ich Ihnen jetzt schon versichern. Man kann sich auch ganz natürlich mit ihnen unterhalten. Aber – *Gefühle* haben sie nicht. Sie analysieren syntaktisch, was gesprochen wird, und antworten dann bestmöglich. Mehr nicht.«

»Das ist mir klar.«

»Ich möchte Sie nicht entmutigen, verstehen Sie mich nicht falsch, aber jeder Kunde bekommt irgendwann unweigerlich den Eindruck, dass seine VF Gefühle hat. Das ist in gewisser Weise natürlich das Beste. Weil dieses Missverständnis aber nicht selten zu Beschwerden führt, weisen wir von vornherein darauf hin.«

Das konnte ich zwar kaum glauben, aber die Vorstellung hatte etwas Beunruhigendes. Frau Nozaki sprach, als läge ihr weniger ihr Produkt denn meine seelische Gesundheit am Herzen.

»Das Einverständnis Ihrer Frau Mutter liegt vor?«

»Ja …«

Das war gelogen. Mit meiner Mutter hatte ich darüber nie gesprochen. Aber wenn ich das zugab, würde man den Auftrag vielleicht ablehnen oder mir mit lästigen Formalitäten kommen.

»Die weiteren Angehörigen sind ebenfalls einverstanden?«

»Weitere Angehörige gibt es nicht … Meine Mutter und ich waren allein. Ihre Eltern sind bereits tot.«

»Sehr wohl. In manchen Familien ist man sich uneins. Deswegen frage ich vorsichtshalber nach. – Darf ich auch fragen, Herr Ishikawa, wie das Verhältnis zwischen Ihnen und Ihrer Frau Mutter war? Hatten Sie ein gutes Verhältnis?«

»Würde ich sonst über eine VF nachdenken?«, fragte ich, um meinen anfänglichen Tränenausbruch wieder wettzumachen, betont amüsiert zurück.

Aber Frau Nozaki nickte bloß wie selbstverständlich.

»Es gibt viele, die sich ihre Mutter erschaffen lassen, obwohl sie sie nicht mochten – *idealisiert* natürlich.«

»Ah … verstehe.«

»Es gibt sogar Menschen, die sich ganz neue Familien zulegen. Oder Personen, in die sie verliebt sind, die ihre Liebe aber nicht erwidern. Wenn ich Sie richtig verstanden habe, soll Ihre Frau Mutter so wirklichkeitsgetreu wie möglich sein, ja?«

»Ja bitte, das genaue Abbild … Je genauer, desto besser.«

»Sehr wohl«, sagte sie, warf einen Blick auf den Bildschirm neben sich und vergewisserte sich, dass das Gespräch richtig verarbeitet wurde.

Schon dieser Austausch hatte mich ermüdet. Frau Nozaki war mir nicht unsympathisch, aber Hoffnung und Skepsis spielten auf der Klaviatur meiner gespannten Nerven verrückt.

Von überall her starrte mich das Unternehmenslogo an. Das hier ist *wirklich*, schien es mich mahnen zu wollen, *Sie sind bei uns, in der FideiTex AG*.

Das Büro war weitläufig und durch hohe Kübelpflanzen und Holzregale funktional unterteilt. Ich entdeckte sogar einen Hängesessel. Das Ganze wirkte eher wie ein entspanntes Café denn ein Büro. Andernfalls verließe heutzutage wohl niemand mehr zum Arbeiten das Haus.

Das üppige Blattwerk der Aralien, Gummibäume, Banyan-Feigen und anderer Gewächse, die selbst ich ohne Hilfe von AR, Augmented Reality, benennen konnte, hielt die Strahlen der Sommersonne angenehm fern.

Die Pflanzen waren gut gepflegt. Zweige und Blätter glänzten. Man spürte richtig, dass sie lebten.

»— Sie sind neunundzwanzig, Herr Ishikawa?«

Ich hatte so lange zum Fenster geschaut, dass ich, als ich mich umwandte, einen Moment lang desorientiert war.

»… Ja. Ich hatte letzten Monat Geburtstag.«

»Welches Alter soll Ihre Frau Mutter haben? Soll sie in etwa so alt sein wie unmittelbar vor ihrem tragischen Unfall oder jünger?«

Die Frage kam so unerwartet, dass ich nicht sofort antworten konnte.

Die Bilder meiner Mutter, die mir in den vergangenen sechs Monaten in den Sinn gekommen und wieder aus dem Sinn gegangen waren, reichten von der jungen, freundlich lächelnden Frau Mitte vierzig, zu der ich als Kind aufgeschaut hatte, bis hin zu der mit dem schmerzverzerrten Gesicht von vor ungefähr einem Jahr, als sie sich beim Zwiebelhacken versehentlich in den Zeigefinger geschnitten hatte.

Keines glich dem anderen. Welches wäre für unser zukünftiges Zusammenleben das Beste? – Für das Trauerbild war ich der Empfehlung des Bestattungsunternehmens gefolgt und hatte fünf Fotos aus verschiedenen Zeiten gewählt, die ich automatisch rotieren ließ. Ginge das bei einer VF nicht auch?

»Optional können Sie auch mehrere Versionen bestellen. Das ist allerdings zeit- und kostenintensiver. Eltern, die ihr Kind verloren haben, entscheiden sich manchmal für eine Zukunftsversion.«

»— Eine *Zukunfts*version?«

»Ja. Wie Kinder als Erwachsene aussehen, lässt sich ziemlich genau vorhersagen.«

Ich stutzte. Wie sollte man je behaupten können, dass eine Vorhersage genau gewesen sei?

Bei Wachstum und Alterung vielleicht, ja. Aber zum Beispiel die Narbe an der Stirn, die sich das Kind irgendwann an einem Schild stoßen wird – wie soll die korrekt vorherzusehen sein? Das muss doch für immer im Dunkeln liegen …

»Sie müssen sich nicht sofort entscheiden. Überlegen Sie in Ruhe. Ich möchte nur darauf hinweisen, dass auch die Kunden, die mehrere Versionen bestellen, letztendlich immer wieder auf *eine* zurückgreifen.«

»— Verstehe … Aber ich bin noch nicht sicher, ob ich mir überhaupt eine VF zulege. Ich wüsste gerne, bis zu welchem Grad Sie meine Mutter wiederaufleben lassen können.«

»Nun, das hängt von dem Material ab, das Sie uns zur Verfügung stellen. Fotos, Videos, genetische Informationen, Lebensbedingungen, Lifelogs, Informationen über Freunde, Bekannte … Ich glaube, wenn Sie eine unserer VFs kennen-

lernen, beantworten sich einige Fragen von selbst«, sagte Frau Nozaki, stand auf und wies mir mit einer Geste den Weg in einen anderen Raum.

•

Der Erlebnisraum entpuppte sich zu meiner Überraschung als ein gewöhnliches, allerdings von außen nicht einsehbares Empfangszimmer. An den Wänden hingen Stierkampf-Radierungen von Picasso. Sie sahen ziemlich alt aus, hatten stellenweise sogar Flecken. Ob es sich um Werke aus dem zwanzigsten Jahrhundert oder kunstvolle Duplikate jüngeren Datums handelte, konnte ich nicht erkennen.

Beim Aufsetzen des Headsets veränderte sich nicht das Geringste. Ich hätte wirklich nicht sagen können, ob es sich bei der VF, der ich gleich begegnen würde, um eine Augmentierung handelte, einem der realen Welt hinzugefügten virtuellen Element, oder ob ich mich bereits in einem dem Empfangszimmer exakt nachgebildeten virtuellen Raum befand.

Vor dem schwarzen Ledersofa stand Kaffee. Ich müsste mich nur setzen und einen Schluck trinken …

Frau Nozaki brachte zwei Herren mit.

Der erste war Ende dreißig, Anfang vierzig, schlank und trug ein kurzärmeliges, blassrosafarbenes Hemd. Er war braungebrannt, aber anders als meine sah seine Bräune so aus, als stamme sie von einem langen, gepflegten Urlaub in der Sonne.

Der zweite trug einen dunkelblauen Anzug, Brille, hatte graumeliertes Haar und war klein.

»Guten Tag, Kashiwabara von der Firma FideiTex. Freut mich, Sie kennenzulernen«, sagte der braungebrannte Mann,

zeigte eine Reihe unnatürlich weißer Zähne und streckte die Hand aus. Wie hingerissen von seiner feschen Windsurfer-Erscheinung ergriff ich sie.

Dann stellte er seinen Begleiter vor: »Unser Assistent, Herr Nakao.«

»Angenehm, Nakao. Ganz schön heiß heute, nicht wahr? – Herr Kashiwabara war so freundlich, mich als Assistenten vorzustellen. Tatsächlich bin ich bloß hier, um mich ein wenig mit Ihnen zu unterhalten«, relativierte Herr Nakao und lächelte freundlich.

Er machte einen ruhigen Eindruck; in seinen Augen aber blitzte eine Schärfe, als prüfe er mein Menschsein. Wahrscheinlich ebenfalls ein Kunde, dachte ich, wobei mir nicht klar war, wie und wobei er *assistieren* könnte.

Auch er hielt mir die Hand hin. Ich wollte sie gerade ergreifen, da zog er sie erschrocken wieder zurück. So spät, wie er reagiert hatte, streifte ich sie trotzdem, spürte aber nichts.

»Ich bin eine VF. Tatsächlich bin ich vor vier Jahren in einem Fluss ertrunken. Meine Tochter hat das Unternehmen beauftragt, mich zu erstellen.«

Mir fehlten die Worte. Dank Computergrafik und dergleichen war »verblüffende Ähnlichkeit« heutzutage keine Seltenheit mehr, aber dieser »Herr Nakao« übertraf alles. Ich hatte keine Ahnung, wie und wo er mein Erkennungssystem überlistet hatte. Ich übertreibe nicht. Er war mir ganz und gar wie ein realer Mensch vorgekommen. Selbst in der Textur unterschied er sich kein bisschen von Herrn Kashiwabara.

Hilfesuchend sah ich mich zu Frau Nozaki um.

»Bitte«, sagte sie freundlich, ohne jeden Anflug von Stolz, »wenn Sie Fragen haben, nur zu. Herr Nakao wird Sie Ihnen

gerne beantworten.« Auch das diente wahrscheinlich dazu, ihn möglichst menschlich erscheinen zu lassen.

Überrascht stellte ich fest, dass sich auf Herrn Nakaos Stirn ein Schweißtropfen bildete. Als ob er nur darauf gewartet hätte, von mir wahrgenommen zu werden, perlte der Tropfen Herrn Nakaos Schläfe hinunter und verschwand. Herr Nakao kratzte sich zwei-, dreimal, als verursachte die glänzende Spur bei ihm ein Jucken.

Unwillkürlich senkte ich den Blick. Herr Nakao warf einen Schatten wie wir, im selben Winkel, in derselben Länge.

»Jawohl. Beine habe ich auch«, lachte er vergnügt. »Jetzt schauen Sie doch nicht so entgeistert«, fügte er sonor hinzu.

»Verzeihung, aber … Sie sind so … *real*.«

»Herr Nakao bezieht sogar ein Einkommen«, sagte Frau Nozaki.

»— Ein Einkommen?«

»Das hier ist meine Arbeit«, schaltete Herr Nakao sich ein. »Mich potenziellen Kunden zu präsentieren und sie anhand meines Beispiels über VFs zu informieren. Außerdem liefere ich Daten. Das Honorar nehmen selbstverständlich meine Tochter, die noch studiert, und meine Frau in Empfang … Das ist das Mindeste, was ich für sie tun kann. Nach dieser schlimmen Sache.«

In seinem Blick lag Schmerz. Vor dem ›Das ist das Mindeste, was ich für sie tun kann‹ hatte er sogar eine Pause gemacht!

Wahrscheinlich war *ich* derjenige, der wie eine schlecht gemachte VF dastand und glotzte. Mir schoss durch den Kopf, was Frau Nozaki eingangs gesagt hatte: *Man kann sich auch ganz natürlich mit ihnen unterhalten. Aber* – Gefühle *haben sie nicht*.

Herr Nakao war eine KI. Alles, was er sagte, war Frucht der

Floskeln, Gesprächsbausteine und Daten, mit denen er vorab gefüttert worden war, sowie dem, was er aus unzähligen Kundengesprächen dazugelernt hatte. Er sagte nicht mehr als das, was man »erwarten« konnte. Diese »Vorstellungsgespräche« liefen wahrscheinlich alle nach einem ähnlichen Muster ab.

Dasselbe galt allerdings auch für Herrn Kashiwabara und Frau Nozaki. Auch die gingen, wenn man so wollte, nach Buch vor und behandelten mich wie jeden anderen Kunden. Stereotyp. Auch sie lasen während des Gesprächs nicht in meiner Miene oder versuchten zu ahnen, was in mir vorging, auch sie gingen bloß »syntaktisch« vor.

»Ich höre, Sie haben Ihre Mutter verloren. Ich bin sicher, sie wird wie meinesgleichen in wunderbarer Form wieder auferstehen. Meine Tochter hat bei unserem *Wiedersehen* vor Freude geweint. Ich natürlich auch. – Aus tiefstem Herzen.«

Ich versuchte, Herrn Nakao mit dem Bild meiner Mutter zu überblenden. Doch so sehr ich mich auch bemühte, es blieb eine flüchtige Illusion, ein brüchiges Bild, das sich nicht festhalten ließ. Die Vorstellung, mich irgendwann einmal wieder so mit meiner Mutter unterhalten zu können, erfüllte mich dennoch mit schmerzlicher Hoffnung.

Kann man noch von Täuschung sprechen, wenn man weiß, dass es eine ist? Was, wenn sie einen glücklich macht? Ich träumte nicht von einem absoluten Glück. Keineswegs. Aber für ein relatives Glück, einen glücklicheren Zustand als den jetzigen, würde ich mich, und sei es mit zusammengebissenen Zähnen, den Rest meines Lebens gerne täuschen lassen.

Danach setzten Frau Nozaki und ich uns aufs Sofa und führten unser Gespräch fort. Ich war allerdings so in Gedanken, dass ich nur halb zuhörte.

Beim Absetzen des Headsets war Herr Nakao augenblicklich verschwunden. Tatsächlich hinterließ er aber einen viel menschlicheren Eindruck als Herr Kashiwabara.

»… De facto ist es so, dass Sie Ihre Frau Mutter perfektionieren müssen, sobald wir Ihnen die VF übergeben haben. Man muss sie trainieren. Je öfter und je länger Sie sich mit ihr unterhalten, desto natürlich wird es.«

»Kommt man nicht irgendwann an einen Punkt, an dem Ernüchterung eintritt?«

»Ganz im Gegenteil. Die meisten sind gerührt. In vielen Fällen hat der Tod ein Loch in die Familie gerissen oder ein Angehöriger war so krank, dass man sich gar nicht mehr mit ihm verständigen konnte. Auf diese Art und Weise nach und nach wieder so kommunizieren zu können wie vorher, ist eine sehr große Freude. — Glauben Sie mir. Man hat anscheinend das Gefühl, die Person wäre wieder auferstanden oder hätte sich erholt. Wenn Sie mich fragten, was mich bei dieser Arbeit am meisten berührt, dann das: das Bemühen der Kunden, ihren VFs auf die Sprünge zu helfen, wenn sie das Gefühl haben, da stimme etwas noch nicht ganz. Der Wunsch, sie zu dem zu machen, was sie einmal waren.«

»…«

»Der Mensch aus Fleisch und Blut ist kompliziert. Doch letzten Endes ist auch das Herz nur ein physikalischer Mechanismus. In der Kommunikation sind VFs uneingeschränkt die, die sie einmal waren.«

»— Nur ohne Gefühle …?«

»Ja. Ohne Gefühle, so wie ich sagte. Tatsächlich spürt man trotzdem welche, wenn man sich mit ihnen unterhält. Rätselhaft, nicht wahr? Das Herz. Die Seele. Gefühle …«

Zum ersten Mal klang sie ehrlich. Und so widersprüchlich wie ein realer Mensch.

Noch am selben Tag gab ich eine VF meiner Mutter in Auftrag.

Der Kostenvoranschlag belief sich auf drei Millionen Yen. Diese Summe hätte ich niemals aufbringen können, aber mit der Lebensversicherung meiner Mutter würde es schon irgendwie gehen.

•

Am nächsten Tag brach ich zu einer Geschäftsreise nach Otaru auf.

Vor Aufregung und Scham, vielleicht auch wegen der plötzlich beunruhigenden Vorstellung, womöglich vorschnell eine »kostspielige Ausgabe« getätigt zu haben, hatte ich in der Nacht kaum in den Schlaf gefunden und wachte morgens zeitig auf.

Ich schaltete die Klimaanlage ein, trank ein Glas Wasser, setzte mich verschwitzt, wie ich war, ins Wohnzimmer und starrte aus dem Fenster an der Südseite.

Der Gedanke, dass meine Mutter zeitlebens für diese Eigentumswohnung in dem Haus auf der Anhöhe gearbeitet hatte, stimmte mich melancholisch. Wenn ich nicht bis zum Schluss finanziell von ihr abhängig gewesen wäre, hätte ich *uneingeschränkt* dankbar sein können für diese Wohnung, die sie allein für uns, für niemanden sonst, erarbeitet hatte und ohne die ich jetzt auf der Straße stünde.

Wenn ich einen Teil ihrer Lebensversicherung für eine VF ausgab, wäre ich vielleicht bald nicht mehr in der Lage, die ständig steigenden Verwaltungs- und Instandhaltungskosten

zu zahlen. Bei der Vorstellung, in nicht allzu ferner Zukunft hier ausziehen zu müssen, kam mir sogar der Blick auf die Stadt kostbar vor.

Rings um das alte Gemäuer schrillten Zikaden.

Auch Stille ist nicht immer gleich Stille. Es gibt eine, die wie ein scheues Tier erst eintritt, wenn der Mensch gegangen ist und hinter sich die Tür geschlossen hat. Genau diese Art Stille schlich sich, trotz meiner Anwesenheit, jetzt ein. Angehaltenen Atems beobachtete ich, wie die Morgensonne langsam ihr Haupt erhob.

Die Wohnzimmertür ging auf. Bestimmt hatte es gebebt, allerdings so schwach, dass ich es nicht bemerkt hatte. Augenblicklich war das gestrige Erlebnis wieder präsent. Ich hatte das Gefühl, meine Mutter stünde hinter der Tür, bildete mir sogar ein, sie käme im nächsten Moment herein und wünschte mir einen »guten Morgen«.

Ich starrte auf die halb offene Tür. Stellte mir eine Hand vor, die auf der anderen Seite zögernd zum silbernen Knauf griff.

»Mama!«, rief ich vorsichtshalber.

In solchen Momenten ist man am besten auf alles gefasst.

Aber die Tür bewegte sich nicht. Wie verstört von dem, was ich erhoffte, blieb sie, wie sie war.

•

Auf dem Flug von Haneda nach Shin-Chitose ging ich noch einmal die Aufgabe durch, die vor mir lag.

Ich bin inzwischen fünf, nein, fast sechs Jahre als sogenannter *realer Avatar* tätig.

Ich arbeite auf Werkvertragsbasis, und auch wenn ich bereits zweimal das Unternehmen gewechselt habe, bei dem ich registriert bin, bin ich einer der wenigen alten Hasen in der Branche.

Reale Avatare üben einen der seltenen Berufe aus, in denen auch heute noch Menschen gebraucht und überdies keine *besonderen Fähigkeiten* vorausgesetzt werden. Zudem wird in der Branche wesentlich mehr gezahlt als der Mindestlohn. Gesellschaftlich angesehen ist er nicht, ganz im Gegenteil, aber die meisten Klienten sind dankbar, und das ist mir Lohn genug.

Dass viele den Beruf trotzdem schnell wieder aufgeben, liegt daran, dass er physisch und psychisch sehr fordernd ist.

Obwohl er auch meiner Mutter nicht gefiel, war es ihr zu verdanken, dass ich ihn weiter ausüben konnte.

Mein heutiger Auftraggeber war ein sechsundachtzigjähriger Mann. Die Buchung hatten sein Sohn und dessen Ehefrau übernommen. Es sei das Letzte, was sie für ihren Vater tun könnten, hatte in der Anfrage gestanden. Als ich ihm gegenübertrat, begriff ich, dass das wortwörtlich gemeint gewesen war.

Der alte Mann, der mich im Krankenbett sitzend empfing, Herr Wakamatsu, war nur noch Haut und Knochen, hatte aber einen festen Blick und war bei klarem Verstand. Nur worin meine Arbeit bestand, schien er kein bisschen zu verstehen.

»Ich leihe Ihnen, einfach gesagt, meinen Körper«, erklärte ich. »Mit diesem Headset sehen Sie, was ich über die Kamera an meiner Brille aufnehme. Sie sehen mit meinen Augen, hören mit meinen Ohren, gehen mit meinen Füßen.«

Manchmal soll ich etwas transportieren, per Fahrrad oder mit dem Zug, manchmal soll ich mich an ferne oder

gefährliche Orte begeben, die der Auftraggeber selbst nicht aufsuchen kann. Sobald eine Infektionskrankheit grassiert, nimmt die Zahl der Aufträge zu. Manchmal soll ich etwas recherchieren oder stellvertretend verreisen. Es gibt nicht wenige Menschen, die keine Zeit haben, aber irgendwo *gewesen sein wollen*, oder solche wie Herrn Wakamatsu, die gerne irgendwo hinfahren würden, es aber, weil sie krank sind, nicht mehr können. Ob sie die Aufnahmen, die ich am Zielort mache, als ihre eigenen ins Netz stellen, steht ihnen frei. In dem Punkt unterliege ich der Schweigepflicht.

»Sie sind also eine menschliche Drohne«, sagte Herr Wakamatsu lachend, doch seltsamerweise ohne Sarkasmus.

»Außer, dass ich nicht fliegen kann. Aber Sie haben recht, ich bewege mich nach Ihren Wünschen. Viele möchten mich aber nicht fernsteuern, sondern – in meinen Körper versetzt – etwas tun, etwas erleben. Ich bekomme sogar Aufträge aus dem Ausland.«

Während der Arbeit gehöre ich zwar dem Auftraggeber, mache aber auch interessante Erfahrungen, besuche Gegenden, die ich noch nicht kenne, und habe vor Ort mitunter sogar etwas Zeit für mich. Das ist einer der Gründe, warum mir meine Arbeit keinesfalls missfällt.

Herr Wakamatsu hatte lange in Otaru gelebt, wohnte jetzt aber in der Einrichtung in Odawara, in der ich ihn besuchte.

Vor seinem Tod, wie er selbst sagte, wolle er unbedingt noch einmal sein altes Haus sehen und dann von dem Hotel auf den Klippen, wo er früher oft mit der Familie gewesen sei, einen Blick aufs Meer werfen.

Kaum sagte ich zu, streckte er mir die Hand hin. Die Bewegung war hölzern und spröde, die Hand aber so weich und zart, wie man es bei einem lange Bettlägerigen erwartet. Es

war, als schüttelte ich Herrn Wakamatsus jüngerem Selbst die Hand.

Vielleicht ist die Vergangenheit für den sterbenden Menschen kein Fluss mehr, sondern eine Flut. Wie nach einem Dammbruch erfüllt ihn sein ganzes Leben, von der Geburt bis zur Gegenwart, und über allem liegt nur noch Wehmut. Der Tod nimmt alles. Dass sich vor dem gänzlichen Verschwinden der Körper und die Erinnerung zärtlich verbinden, ist vielleicht nur natürlich.

Ich hätte auch die gesamte Reise als Avatar machen können; weil das für Herrn Wakamatsu aber zu anstrengend gewesen wäre, hatten wir uns auf die beiden Ziele vor Ort geeinigt.

Die Zugfahrt vom Flughafen nach Otaru sollte etwa eine Stunde dauern. Selbst in Hokkaido war es nicht besonders kühl. Im Laufe des Tages sollten es mehr als dreißig Grad werden. Trotz Poloshirt und kurzen Hosen schwitzte ich schon auf den wenigen Metern zum Bahnsteig.

Im Zug ließ ich blicklos die Fichtenwälder am Fenster vorüberziehen und dachte an den Tag, an dem meine Mutter mir aus heiterem Himmel eröffnet hatte, sterben zu wollen.

Damals war ich zum ersten Mal in ihrem Auftrag unterwegs gewesen. Ich sollte ihr die Kawazu Nanadaru zeigen, die sieben Wasserfälle von Kawazu auf der Halbinsel Izu.

Einmal wenigstens wolle sie mich in meinem Beruf erleben, hatte sie gesagt, natürlich würde sie wie jeder andere Klient dafür bezahlen.

Ich hatte mit Freuden angenommen. Endlich schien sie meine Lebensweise zu akzeptieren.

Auf die Frage, warum sie ausgerechnet nach Kawazu Nanadaru wolle, blieb sie vage, sagte bloß, sie wolle die Wasserfälle sehen. Kawabatas *Tänzerin von Izu* sei ihr wieder eingefallen.

Was ihre Lektüre anging, war meine Mutter sehr wählerisch. An irgendwelche Wasserfälle in der Erzählung konnte ich mich nicht erinnern. Ich wusste nur noch, dass mir bei den Schüben sexuellen Verlangens, die den Protagonisten ständig überkamen und wieder verebbten, schlecht geworden war.

Izu war nicht weit. Dass man die Sache an einem Tag erledigen konnte, kam mir gerade recht. Vorher und nachher war ich ausgebucht. Wo es hinging, spielte im Grunde keine Rolle.

Ich gab mir alle Mühe. Da ich selbst noch nie da gewesen war, recherchierte ich gründlich und erstellte einen genauen Plan. Warum nicht gleich Nägel mit Köpfen machen und einfach hinfahren, dachte ich, *mit ihr*, nicht als ihr Avatar. Danke für das Angebot, wehrte sie lachend ab, aber das sei ja nicht Sinn der Sache.

Es gibt Menschen, die sich wünschen, dass ich in meiner Rolle als Avatar mit ihnen spreche, und andere, die so in mir aufgehen, dass ihnen schon die Antwort auf eine ihrer Anweisungen zu viel ist.

Auch meine Mutter versuchte zunächst, mich nur zu steuern, konnte sich aber, nachdem sie mich in Atami darauf hingewiesen hatte, vom Shinkansen in einen Schnellzug umzusteigen, offenbar nicht mehr beherrschen und verfiel in ihren normalen Ton, blieb allerdings ausgesprochen wortkarg.

Inzwischen sind die Bilder von Izu, die ich damals aus dem Zugfenster sah, nurmehr ein abgegriffenes und falsch geordnetes Kartenset: Palmen. Das Meer. Die Sicht nehmende Wohnhäuser. In der Nähe von Izu-Kogen nichts als sattgrüne Bäume.

Aus Rücksicht auf die Passagiere in meiner Nähe blieb ich still, was meine Mutter offenbar verstand. Als die Insel

Oshima aus dem in der Spätfrühlingssonne glitzernden Meer auftauchte, konnte ich jedoch nicht an mich halten. »Wow!«, sagte ich. »Siehst du das?«

Das knapp zweistündige Schweigen meiner Mutter während der Fahrt von Tokyo nach Izu wiegt in meiner Erinnerung so schwer wie das Gepäck einer unendlich langen Reise.

Ich glaube, dass es durchaus seine Berechtigung hat, Schweigen in Entfernung umzurechnen. Denn auf diesen 156,8 Kilometern veränderte sich dasjenige meiner Mutter langsam in seiner Beschaffenheit. Und ich war zu keinem Zeitpunkt in der Lage, mir vorzustellen, was sie dachte.

•

Vom Bahnhof Kawazu nahm ich den Bus. An der Haltestelle »Mizudare« stieg ich aus und wanderte an den Wasserfällen vorbei bergab. Ich ließ mir Zeit, legte Pausen ein, schaute. Für die kaum anderthalb Kilometer lange Strecke brauchte ich alles in allem etwa eine Stunde, glaube ich.

Es gab Holztreppen und Brücken, auch die Beschilderung des Weges war sehr gut. Stellenweise war er wegen des Wurzelgeflechts und Mooses dennoch schlecht zu begehen.

»Siehst du«, sagte meine Mutter zu mir, »ich glaube nicht, dass ich da hinuntergekommen wäre.«

Wie der »Buschweg« in der *Tänzerin von Izu* führte der Weg durch dichten Wald, doch reichten die Äste der Bäume weder von der einen noch der anderen Seite so weit über den Fluss, dass sie ein Dach gebildet hätten. An den Wasserfällen, die der Reihe nach in Sicht kamen, ergoss sich das Sonnenlicht in senkrechtem Strahl. Die Gumpen waren ein einziges Blenden und Funkeln.

Manche Wasserfälle waren so groß, dass man in feinen Sprühnebel gehüllt wurde, andere donnerten unter einem hinweg.

Das Wasser war so klar, dass man bis auf den Grund sehen konnte, schimmerte aber so grün wie der Schnitt dicken Glases.

Später entdeckte ich nicht bei Kawabata, sondern in einer der frühen Kurzgeschichten von Yukio Mishima folgenden Vers: »So wie selbst Glas im Schnitt blau schimmert / mag in der Klarheit deiner Augen ein groß Maß Liebe sein.«

Mir kam dabei nicht Glas, sondern das Wasser der Wasserfälle in den Sinn. Und das »du« war notwendigerweise meine Mutter. Tatsächlich hatte meine Mutter sehr schöne Augen gehabt, auch wenn sie im Alter mehr und mehr unter ihren Lidern verschwunden waren.

Worüber hatten wir gesprochen?

»Wie sich der Fluss / in seinem Lauf von Felsen geteilt / stets aufs Neue vereint / so wird auch uns die Liebe / immer wieder verbinden«, hatte meine Mutter neckisch ein Gedicht von Exkaiser Sutoku aus den *Hyakunin isshu* rezitiert, den »Hundert Gedichten von hundert Dichtern«. »Das stimmt«, hatte ich gesagt.

»Und? Gibt es jemanden, den du noch einmal treffen möchtest?«, fragte ich. Aber meine Mutter lachte bloß.

Dabei blieb es. Nichts folgte.

In schöner Harmonie mit dem umgebenden Gestein wand sich das Wasser zwischen den Felsen hindurch über die Unebenheiten des Flussbetts.

Zu ihm hin wurde es stetig kühler, von ihm weg sofort merklich wärmer.

Das Highlight war der siebte Wasserfall, »Odaru« geheißen. Auf Empfehlung meiner Mutter würde ich in dem Onsen-Hotel daneben eine Rast einlegen und dann nach Hause fahren.

Der Wasserfall war so hoch, dass ich den Kopf in den Nacken legen musste. Im Tosen der Wassermassen teilten meine Mutter und ich einen Moment der Stille.

Mit Macht schoss das Wasser zwischen den grün überwucherten Felsen ins Freie und ergoss sich weiß wie in eine Schüssel geschabtes Eis nach unten, nur um sich an einem Felsvorsprung erneut gewaltig aufzufächern.

Ich stand wie trunken.

Siehst du den Regenbogen über der Gumpe?, wollte ich gerade fragen, doch meine Mutter kam mir zuvor. Sie sagte, und diese Worte stecken noch immer in mir und werden sich, wie Splitter des Regenbogens, nie aus mir lösen: »Jetzt verstehe ich endlich, was du machst. Du bist vielen sicher eine große Hilfe.«

Was hatte ich geantwortet?

Ich schaltete von dem Regenbogen über der Gumpe zu meiner Mutter.

»Das war schön, vielen Dank. Du bist bestimmt erschöpft.«

»Keineswegs. Hat Spaß gemacht.«

»Ich bin rundum zufrieden. Um dich muss ich mir keine Sorgen machen … Danke. Es ist genug.«

Ich ließ den Wasserfall hinter mir und begann, die lange, steile Treppe zur Straße hinaufzusteigen.

»Ich wollte es dir eigentlich schon früher sagen …«, setzte meine Mutter an und brach ab. »Ich bin alt genug«, fuhr sie nach kurzem Zögern fort, »für mich ist es langsam Zeit, glaube ich.«